

(S. 489-559). Es wurden dabei nicht die Prinzipien der buchstabengetreuen Edition, sondern die Regeln der historisch-kritischen Edition zur Geltung gebracht; mit dieser Entscheidung kommen die Editoren vor allem den Archivaren, Rechtshistorikern und Historikern entgegen, um ihnen den Umgang mit dem relativ schwierigen Text des Rechtsbuchs zu erleichtern. So bieten die Autoren allen Interessenten die Edition in Form der diplomatischen Transkription; die Transliteration wurde nur bei den Personen- und Ortsnamen verwendet und die Vereinfachung bzw. Vereinheitlichung der rein orthographischen Eigentümlichkeiten des edierten Textes betrifft zum großen Teil die Wort- und Silbentrennung, Interpunktion sowie die Getrennt- und Zusammenschreibung, die sich nach dem heutigen Usus richten. In dieser Hinsicht zeigt sich die ausführliche phonographematische Analyse für die Philologen von Bedeutung, die ihnen fachbezogene Fragen beantwortet und eine vollständige und klare Vorstellung über das Rechtsdokument und seine Sprache ermöglicht. Das Manuskript *B*, das im vorliegenden Buch abgedruckt wird, begleiten dann zum Vergleich in den Fußnoten die wesentlichen, sachliche und semantische Unterschiede aufweisenden Textvarianten der anderen drei Handschriften (*V*, *O₁* und *O₂*), was sich in diesem Kontext für den Benutzer als ganz sinnvoll erweist.

Als ein ganz wesentlicher Vorzug des rezensierten Buches sind die Sorgfalt, Gründlichkeit und Präzision zu nennen, mit denen die Forschungsergebnisse und die Edition des bedeutenden Rechtstextes präsentiert werden, dem sich die Autoren im Rahmen des drei Jahre dauernden Forschungsprojektes intensiv widmeten. Gleichzeitig ist auf fachliche Erudition und wissenschaftliche Rechtschaffenheit hinzuweisen, mit denen die historischen und sprachlichen Zusammenhänge beurteilt und formuliert werden. Schließlich sollten positiv die anliegenden Namens- und Sachregister bewertet werden; hier werden alle in der edierten Handschrift vorkommenden Personen- und Ortsnamen sowie die Substantive mit tschechischen Äquivalenten angeführt, was jeder Benutzer für eine bessere Orientierung im edierten Text sicher begrüßt. An dieser Stelle muss die bewundernswerte Akribie und Erudition der beiden Editoren akzentuiert werden, mit denen sie sich – wie in der Übersetzung der Kapitelüberschriften und Einleitungen der Distinktionen – mit der schwierigen, zum Teil polysemen Rechtsterminologie des 14.-15. Jahrhunderts auseinandersetzen. Durch die Herausgabe des Meißner Rechtsbuchs und durch eine wissenschaftlich seriöse Erörterung der sprach- und rechtshistorischen Beziehungen legten die beiden Autoren einen wichtigen Stein in das Mosaik der bisherigen Kenntnisse über das Meißner Rechtsbuch und seine Handschriften. Obwohl das rezensierte Werk primär die tschechischen Rechtshistoriker und Historiker ansprechen und zum weiteren wissenschaftlichen Unternehmen inspirieren soll,⁵ bleibt es zu hoffen, dass die eingehenden rechts- und sprachhistorischen Informationen über das Meißner Rechtsbuch und seine Handschrift *B* auch den ausländischen Forschern in der Zukunft auf Deutsch zugänglich gemacht werden. Trotz bescheidener Ziele der Publikation, die sich Vladimír Spáčil und Libuše Spáčilová am Anfang der Forschung setzten, lieferten sie

5 „Je našim přáním, aby byl našim právním historikům i historikům dán do rukou pramen, z něhož by mohli vycházet, o něž by se mohli pevně opírat a rozšířit tak naše znalosti v oboru dějin městského práva“ (S. 12). [Es ist unser Wunsch, dass unseren Rechtshistorikern und Historikern eine Quelle in die Hände gegeben wird, von der sie ausgehen, auf die sie sich fest stützen und so unsere Kenntnisse im Bereich des Stadtrechtes verbreiten könnten] (übers. von L. V.).

auf jeden Fall einen außerordentlichen Beitrag zur Erforschung der deutschen Sprache in den böhmischen Ländern anhand des überlieferten Textmaterials. Ihr gemeinsames Werk ist als eine beachtenswerte und anregende Quelle nicht nur für Rechtshistoriker und Historiker, sondern auch für Germanisten, Juristen und alle Interessenten für das kulturhistorische Erbe unseres Landes zu bezeichnen – *pro captu lectoris habent sua fata libri*.

Lenka Vodrážková (Praha)

Literaturverzeichnis:

- ORTLOFF, Friedrich (1836): Das Rechtsbuch nach Distinctionen nebst einem Eisenachischen Rechtsbuch. Jena: Cröker.
 ROTH, Gunhild/IRGANG, Winfried (Hrsg.) (2006): Das „Leobschützer Rechtsbuch“. Marburg: Herder Institut.
 SPÁČILOVÁ, Libuše/SPÁČIL, Vladimír (2004): Památná kniha olomoucká (kodex Václava z Jihlavy) z let 1430-1492, 1528. Úvod. Jazykový rozbor německých textů. Edice. Rejstříky. Olomouc: Univerzita Palackého v Olomouci.

Grammatik der Gefühle?

Über: **STUDIA GERMANISTICA 6/2010. Acta facultatis philosophicae universitatis Ostraviensis.** Ostrava: Ostravská univerzita, 2010, ISSN 1803-408X, 297 S.

Die STUDIA GERMANISTICA, die seit 2006 von der Ostravská universita herausgegeben werden und jetzt schon in 7 Bänden vorliegen, haben sich erfreulich entwickelt. Sie bringen durchweg gut lesbare Beiträge zur Literatur- und Sprachwissenschaft, Kulturwissenschaft und Didaktik, die im Vergleich mit anderen Reihen im Fach „Deutsch als Fremdsprache“ gut abschneiden. Gleich die ersten Artikel gaben 2006 der abwechslungsreichen, klug durchdachten Zeitschrift diesen Rahmen, zuerst durch Beiträge zur Funktion grammatischer Formen im literarischen Kontext (*Weil-Sätze im literarischen Dialog* von L. Vaňková), zur *Korpuslinguistik im deutsch-tschechischen Sprachvergleich* (so der wegweisende Artikel von I. Kratochvílová), Informatives zur Literatur der deutschsprachigen Länder (wie *Die Schweizer Literatur* von I. Šebestová) und zur Kulturwissenschaft (z. B. *Ludwig Bechstein und seine Märchensammlungen* von E. Jurčáková).

Inzwischen sind Band 6 und 7 der STUDIA erschienen. Hier wird Band 6 vorgestellt, der 22 sprachwissenschaftliche und 4 literaturwissenschaftliche Aufsätze und eine Sprach-Rezension (von Vedad Smailagić über Ulrich Engel *Syntax der deutschen Gegenwartssprache*; S. 291ff.) enthält. Die Aufsätze sind, anders als in den ersten Bänden, um einen Schwerpunkt versammelt. Er ist nicht nur für Linguisten interessant. Im Kern geht es um die Frage: Wie kann der Mensch etwas sicher über Gefühle mitteilen, – zumal über die Gefühle anderer? Was wissen wir schon darüber? Das thematisiert K. Šichová in ihrem Beitrag (S. 81ff.). Es falle vielen Menschen schwer, über Gefühle zu „sprechen“ bzw. diese exakt mitzuteilen, zu beschreiben“. Niemand weiß das besser als Linguisten, die Gespräche protokolliert, transkribiert, analysiert und kommentiert haben. So kommt den Beiträgen von R. Fiehler (S. 19ff.) und J. Schwitalla (S. 155ff.) besonderer Aufschlusswert zu, nicht zuletzt bei den unterschwellig und spontan geäußerten Emotionen. Ähnlich interessant sind die „medial schriftlichen“, jedoch informelleren

Zeugnisse einer „Laie-Laie(n)-Kommunikation“ bei „kommunikativer Enthemmung“ im Internet, die **Sandra Reimann** (*Sprache und Emotion im Netz*, S. 225ff.) auf der Internetplattform „hungrig-online.de“ aufgesucht hat, wo Erfahrungen mit Essstörungen geschildert und besprochen werden. – Bei der großen Bedeutung, die die Literatur für den DaF-Unterricht hat, und angesichts der Tatsache, dass Emotionen in der Sprachkunst am ausdrucksvollsten geschildert werden, überrascht es aber nicht, dass es meist literarische Texte sind, die untersucht werden. Das „Erregen von Emotionen“ sei „eine der grundlegenden Aufgaben der schöngeistigen Literatur“, meint **Lenka Vaňková** (*Zur Kategorie der Emotionalität. Am Beispiel der Figurenrede im Roman „Spieltrieb“ von Juli Zeh*; S. 9ff.). Hier kommt durch das fiktionale Spiel mit der Sprache eine zusätzliche, sprachästhetische Dimension herein, die eine stilistische Interpretation verlangt.

Das Wort „Emotionen“ wird in den meistens Beiträgen synonym mit „Gefühle“ gebraucht. M. Kaňovská und Z. Křížková (S. 199ff.) dagegen beschränken den Begriff „Gefühle“ auf „sprachlich mitteilbare Erlebnisteile von Emotionen“, die von den „Affekten“ abzugrenzen seien. Affekte „unterliegen nicht“ „der Kontrolle des jeweiligen Menschen“. Dieser Vorschlag zur Abgrenzung wird aber nicht vertieft oder von anderen aufgenommen. „Gefühle“ werden durchweg als „intrapersonales Erleben innerer und äußerer Reize“ angesehen, das auf einer „Positiv-Negativ-Skala“ (E. Ciešlarová; S. 69ff.) justiert, d. h. „bewertet“ wird (nach den Vorgaben R. Fiehlers insofern, als er „die Kommunikation von (!) Emotionen“ – auch nach P. Zajícová (S. 39) – für „keinen eigenständigen Gegenstandsbereich“ halte (**Pavla Zajícová** *Text im Unterricht Deutsch als Fremdsprache schafft Emotionen. Aber wie?*; S. 39ff.). Weitere Parameter der Beschreibung, etwa „Intensität und Dauer“ (M. Kaňovská, Z. Křížková; S. 199ff.), finden im Ganzen wenig Beachtung (systematisch aber bei Fiehler S. 17f.; Schwitalla S. 155ff.). Die Frage, wann sie als „angeboren“ gelten, wie die Autorinnen z. B. bei *Zorn* oder *Furcht* annehmen, und wann sie mehr kulturell oder sozial (wie z. B. bei *Liebe* oder *Scham* durch Gruppenkonsens) vermittelt sind, wird auch gestellt, aber nicht methodisch untersucht.

Die kulturelle Vermittlung klingt z. B. bei historisch-vergleichender Betrachtung an, wie sie F. Charvát (S. 253ff.) vornimmt, wenn er den „merklichen Wandel in dem historischen Verständnis von dem, was Liebe“, und was „Selbstliebe“ sein soll“, am Beispiel des *Werther* und der *Geschichte des Fräuleins von Sternheim* zeigt.

Sprachliche Formen wecken, linguistisch isoliert und seziiert, noch keine Gefühle. Diskurse, in denen „Gefühlswörter“ (wie *oh* oder *hm*) diskutiert werden, wirken nicht per se emotional. Eine Emotionalität wird erst in dem entsprechenden Ko- und Kontext der Sprechsituation wahrgenommen (s. o.). Um sie linguistisch zu erfassen, braucht man eine geeignete methodische Konzeption. Zu ihr gehört bei diesem Band der Verzicht auf erfundene Beispiele. Die Belege werden – meistens – in ihrem Zusammenhang betrachtet und grammatisch wie semantisch-kognitiv interpretiert, und zwar im Hinblick auf drei Erkenntnisfragen. Nur zu einem Teil werden sie vergleichend beantwortet. Die Teilnehmer/innen einer Konferenz in Ostrava waren 2009 zu dem Schluss gekommen, dass „es sich lohnt, auf Emotionen und Emotionalität auf dreifache Weise“ (Vorwort von N. R. Wolf und L. Vaňková; S. 7f.) einzugehen, und zwar im Vergleich zwischen dem Deutschen und Tschechischen. So ist der Tenor der meisten Beiträge durch folgende Leitfragen bestimmt:

1. Wie drückt man seine Gefühle aus? Wie umfassend ist das „Emotionspotential“ (L. Vaňková)? Mit welchen stimmlichen und graphischen, grammatischen und lexikalischen, textuellen und situativen Ausdrucksmitteln werden sie bezeichnet? Es sind Fragen, die unsere Aufmerksamkeit primär auf die „Ausdrucksfunktion der Sprache“ lenken (K. Bühler).
2. Wie spricht man über seine Gefühle? Wie werden diese „speziellen Formen des Erlebens“ (R. Fiehler; s. o.), nachdem sie benannt und beschrieben sind, thematisiert und eingeordnet, und was wird dann über sie ausgesagt? Das lenkt den Blick nur indirekt auf die menschlichen Gefühle und auf ihre Benennungen, direkt aber auf die Aussagen über sie und deren „metakommunikative Funktion“ (R. Jakobson). Diese metasprachliche Ebene bleibt aber weithin ausgespart, sie würde z. B. psychologische Arbeiten in den Focus rücken.
3. Welche Sprachformen sind es, die Gefühle wecken und erregen? Dass die menschliche Kommunikation oft erst ihre Zwecke erreicht, wenn sie Gefühle anspricht, und dass diese Kommunikation auch durch sie gestört und fehlgeleitet wird, ist gerade durch die Forschungen zum Thema „Sprache und Politik“ des 20. Jh.s gut erforscht. Worin vor allem die verheerenden Wirkungen der emotionalisierten NS-Sprache zu suchen sind, bleibt trotzdem eine Frage, die ratlos macht.

In folgenden Bereichen werden emotionale Effekte des Sprachgebrauchs genauer untersucht:

- a) im Sprachraum der Religionen (**Eva Maria Hrdinová** *Freuen wird sich meine Seele im Herrn oder der liturgische Text und Emotionen*; S. 139ff.; ein Vergleich der Ausdrücke für Freude, die sich auf „das Zukünftige“ richtet, in der orthodoxen Chrysostomos-Liturgie und ihrer alten Übersetzung von Maltzew aus dem Jahr 1890);
- b) im Sprachraum der Politik, besonders in Reden und politischen Kommentaren (darüber zuletzt: David Brooks *The Social Animal*, New York 2011), in Gesprächen über politische Themen (J. Schwitalla S. 155ff.) und Schlagzeilen von Nachrichten. M. Kaňovská und Z. Křížková haben da ermittelt, dass die Zahl der negativ „emotional gefärbten“ Schlagzeilen [...] in der Rubrik ‚Politik‘ etwas höher als die – mehr positiven – „in der Rubrik ‚Kultur‘“ waren (S. 199ff.);
- c) im Sprachraum der Literatur (L. Vaňková, s. o.; I. Kratochvílová s. u.; **Veronika Kotůlková** *Sprachliche Mittel zum Ausdruck von Emotionen in Lyrik. Eine textlinguistische Analyse*; S. 181ff.). In den folgenden Beiträgen dominiert die literaturwissenschaftliche Betrachtungsweise, und die sprachliche Codierung von Emotionen tritt in den Hintergrund: **Irena Šebestová**: *Die emotionalen Entbehrungen einer trostlosen Kindheit am Beispiel des Romans „Ein Kind“ von Thomas Bernhard*; S. 283ff.; **Thomas Schneider**: *Sprache der Entfernung. Überlegungen zu Paul Celans „Todesfuge“*; S. 271ff.; **Jan Kubica**: *Sprache und Emotionen in den literarischen Texten von Ota Filip*; S. 265ff.; **Filip Charvát**: *Leidenschaftliche Liebe? Überlegungen zur Darstellung von Liebe im ausgehenden 18. Jahrhundert bei Sophie von La Roche und Johann Wolfgang von Goethe*; S. 253ff.;
- d) im Sprachraum der Publizistik, etwa in der Werbung, in Reportagen, Kritiken (**Jiřina Malá**: *Emotionalität in Filmrezensionen. Dargestellt an der Emotion LIEBE in den Filmen über Liebe*; S. 189ff.), Schlagzeilen (**Michaela Kaňovská/Zdenka Křížková**: *Emotionen in den Schlagzeilen. Nordkorea meldet „erfolgreichen Atomtest“ – KLDL vyděsila svět jaderným*

testem; S. 199ff.) und in der Makrostruktur publizistischer Organe (**Tereza Pavlíčková**: *Identitätskonstruktionen und Emotionalität in deutschen und tschechischen Periodika aus Znam um 1900*; S. 245ff.);

- e) in dem privaten und öffentlichen Sprachraum der Alltagskommunikation, wenn es um die Beziehungen zwischen Menschen und deren seelische und körperliche Verfassung geht, oft um Frieden und Feindschaft, Liebe und Hass, Glück und Unglück, Ängste und Hoffnungen. Auf „die in Gesprächen gezeigten Gefühle“, „die eine gesellschaftliche und interaktive Seite haben“, geht **Johannes Schwitalla** am genauesten ein (*Demonstrationen von Gefühlsexpressionen. Exemplarische Untersuchungen an authentischen Gesprächen*; S. 155ff.). Hier spielt auch, wie in Dokumenten zur Sprache der Politik und Publizistik, die direkte Appellfunktion der Sprache (K. Bühler) mit ihren „sozial regulierten“ Gesprächsabläufen und rhetorischen Funktionen (z. B. des „rhetorischen Imperativs“ bei: *leb du mal mit tausend Mark*) eine besondere Rolle (vgl. auch N. R. Wolf; S. 33f.), und dann weiter das Konzept der performativen Pragmatik (im Sinne von R. Searle). Die „Kontaktfunktion“ der Sprache (R. Jakobson) begegnet den Hörern hier auf Schritt und Tritt, sie scheint aber für den Ausdruck von Emotionen nichts zu ergeben.
4. Die Fragen 1. bis 3. setzen eine vierte voraus, die sich aus der zentralen Funktion der Texte ergibt, auf etwas zu referieren (Text : Referent). Das geht es primär um die „Darstellungsfunktion“ der Sprache (K. Bühler), zu der die Frage nach den kognitiven Voraussetzungen gehört: Was sind denn Gefühle? Die Antwort wird lauten: Das, was sie ausdrücken. Aber wodurch wissen wir etwas über sie? Zuerst sicher durch „Selbstreferenz“, also durch das, was wir selbst fühlen und an Erfahrungen psychischer und physischer Art gesammelt haben, und dann, was wir von anderen darüber gehört und gelesen haben. Bei der elementaren Emotion *Angst* z. B., über die schon viele Linguisten nachgedacht haben, ist es die eigene Wahrnehmung, bedroht zu sein, verbunden mit der Erinnerung an frühere Angsterlebnisse und mit Gedanken an die Folgen einer empfundenen Bedrohung, und das, was uns andere darüber mitgeteilt haben. Das Gedächtnis und der Verstand sind mit im Spiel, wenn Angst durch die innere und äußere Wahrnehmung ausgelöst wird. Sie teilt sich dann nicht nur sprachlich mit (bis hin zum expressionistischen Schrei), oder bildlich (bis hin zu Munchs Gemälde), sondern im Gespräch auch durch parasprachliche Phänomene wie die Stimmführung und Lautstärke und durch (oft unkontrollierte) Reaktionen, z. B. Schweißausbrüche, Fluchtbewegungen usw.; – Gegenstand der Psychologie. Welche Gefühle gibt es? Und wie kann man sie voneinander isolieren und unterscheiden? Der Wortschatz einer natürlichen Sprache erzählt davon durch die Differenzierungen und Kollokationen der Bezeichnungen. Die Linguistik greift sie auf. Da liegt ihr zentraler Ausgangspunkt. Es ist aber plausibel, wenn sich **Gabriela Rykalová** bei der Analyse von *Emotionen in Comics* (S. 215ff.) an eine Übersicht von Machač / Macháčová / Hoskovec (1985), Kehrein (2002) u. a. hält, die Bezeichnungen für Gefühle nach dem sachlichen Kriterium ordnet, in welchem Zusammenhang sie entstehen.

Danach werden unterschieden:

- a) „primäre Emotionen“ wie Freude, Angst, Ärger, Trauer u. a. (I. Šebestová zitiert als Motto den Satz: „Man würde Mühe haben, einen berühmten literarischen Text zu finden, in dem es überhaupt keine traurigen Momente gibt“; S. 283).

- b) „mit der Sinneswahrnehmung zusammenhängende Emotionen“ (Schmerz, Ekel u. a.; wieweit kann man sie – mit R. Fiehler – zu den „sozial verfassten Phänomenen“ rechnen?);
- c) „mit der Selbstbewertung zusammenhängende Emotionen“ wie Scham, Schuldgefühl, Stolz u. a. Der Ansicht **Reinhard Fiehlers**, alle Emotionen dienen „primär einer bewertenden Stellungnahme“ (*Sprachliche Formen der Benennung und Beschreibung von Erleben und Emotionen im Gespräch*; S. 19ff.), folgen viele der Autorinnen, ohne abzuwägen, ob dadurch nicht die emotionalen Ausdrücke (z. B. der Freude; s. u. Gruppe f.) ausgeschlossen werden, die nicht evaluativ gebraucht werden.
- d) „mit anderen“ Personen „zusammenhängende Emotionen“ wie Liebe, Mitleid u. a.);
- e) „wertende Emotionen (Humor, Schönheit, Erstaunen u. a.)“;
- f) „Launen (z. B. Freude)“.

Was sprachliche Äußerungen über Gefühle mitteilen, was sie „benennen“ und „besprechen“ oder jedenfalls signalisieren, ist nun nach grammatischen, lexikalischen und textpragmatischen Ausdrucksmitteln zu beschreiben. Für die Auswertung der linguistischen Beobachtungen und Daten über Emotionen wird durchweg ein empirischer Ansatz gewählt, der bei intuitiv gewonnenen Beobachtungen ansetzt und sich auf Texte, Wörterbücher und Korpora stützt (s. u.).

Zunächst zur **Grammatik**. Aussagen über emotionale Komponenten der Sprache finden sich in grammatischen Handbüchern noch an ehesten bei Hinweisen auf modale Ausdrücke. L. Vaňková stellt fest, dass „Emotionalität“ „weder in der letzten Auflage der Duden-Grammatik (2005) noch in anderen Grammatiken der deutschen Sprache [...] reflektiert“ werde. Sie stützt sich auf eine Recherche in den Registern von Grammatiken (S. 10). Dort gibt es das Stichwort tatsächlich selten. Nur Helbig/Buscha und Erben hätten auf Emotionales hingewiesen: bei den modalen Partikeln. Die grammatischen Mittel, Gefühle auszudrücken, sind aber – wie der vorliegende Band überzeugend zeigt – nicht nur auf der „linguistischen Ebene der Modalität“ zu verorten. In Handbüchern zur Lexik, Semantik, Wortbildung und Wortverbindung gibt es das Stichwort „Emotionen“ allerdings auch selten, ebenso in umfassenderen Standardwerken zur Sprachwissenschaft wie der *Kleinen Enzyklopädie „Deutsche Sprache*. Dort findet sich nur das Stichwort „Emotiva“. Es bezeichnet die Interjektionen – als „Ausdrucks- und Empfindungswörter“ (wie o (*weh*) oder *hm*; S. 276). In ihrem Lexikon der Sprachwissenschaft (1983) bringt Hadumod Bußmann nur das Stichwort „Emotive“. Damit wird Syntaktisches bezeichnet: „Ausruf, Frage, Wunsch“ (womit offenbar die entsprechenden Satzformen gemeint sind) „und Befehlssatz“. Das Attribut „emotional“ kommt noch einmal vor, und zwar – mit gutem Grund – bei den „Konnotationen“ des Wortgebrauchs als „individuellen (emotionalen) [...] Bedeutungskomponenten eines sprachlichen Ausdrucks“. Soviel zu Recherchen in Registern zu Handbüchern, die ihre engen Grenzen haben. **Norbert Richard Wolf** betont, es gebe „keine Grammatik der Emotionen“ (S. 31ff.). Mit Recht. Denn was wir in diesen Texten beobachten können, das ist kein Regelwerk, sondern ein – recht buntes – Ensemble aus Zeichen, Formen und „sprachlichen Mustern“, mit denen man Gefühle andeutet, anzeigt, benennt und beschreibt, reflektiert, anderen mitteilt (auch signalisiert), (aus der Sicht der Sprecher) bewertet, die Gefühle anderer erregt und eigene Gefühle auf sie überträgt. Es wäre eine Möglichkeit, sprachliche Emotionalisierung auch von hier aus – von ihrer

Wirkung her – zu ordnen, die durchaus bekannten „Patterns“, Regeln, Tropen, „Vor- und Verstößen“ (J. Erben) des Sprachgebrauchs folgt. Zu den Mitteln: Sie beginnen schon bei der Graphie der Lautäußerungen. Als Markierung von Emotionalem erscheinen im Buchdruck Satzzeichen (z. B.: !), Majuskeln (Welche Emotionen hat nicht das Binnen-I in *LehrerInnen* hervorgerufen!), Drucktypen, bei der Transkription von Aufnahmen gesprochener Sprache z. B. die Zeichen für Pausen, das Senken und Heben der Stimme usw., Kommentare (wie beim Drama und Film in Regieanweisungen). In Gesprächen wird der Gefühlsausdruck oft an der Phonetik hörbar, an der Stimmhöhe, -kurve und Lautstärke, aber auch an dem Druckakzent, der Satzmelodie und Prosodie (allegro, adagio; Hinweise in den Beiträgen von N. R. Wolf S. 31ff.; L. Vaňková S. 9ff. u. a.).

Sprachformen, mit denen – in ihrem Kontext – Gefühle angedeutet oder ausgedrückt werden, gehören auch zum Kerngebiet der Grammatik. Ihre Morphologie wird nach Wortarten gegliedert. Beim Verb beginnen diese Mittel schon bei der Variation der Valenz (z. B. „Ellipsen“) und den Formen des Konjunktivs, der einen Wunsch, eine Bitte oder einen Befehl ausdrücken kann, und bei vergleichbaren Imperativen. In der Morphologie des Pronomens sind es z. B. die Anredeformen (der Wechsel zwischen *du* und *Sie*). In der Formensprache des Nomens wird heute manches als emotionaler Ausdruck verstanden, was erst die Genderlinguistik bewusst gemacht hat (z. B. beim generischen Maskulinum). In dem Bereich „Adjektiv / Adverb / Partikel“ sind es die modalen Adverbien und Partikeln, die genauer auf ihre emotionalen Komponenten hin untersucht worden sind (s. dazu die ganze Literatur zur Modalität. In diesem Band: **Karsten Rinas** *Partikeln als semantische Mumien: Zur Bedeutung von „wohl“, „vielleicht“ und „snad“ in Ausrufesätzen*; S. 113ff.).

Morphologie und Syntax greifen bei der Emotionalität besonders eng ineinander, so bei den kommunikativen Satztypen des Wunsch- und Exklamativsatzes (z. T. mit Abtönungspartikeln: K. Rinas; mit w-Phrasen: L. Vaňková). In der Syntax der Nomina / Nominalgruppen gehören die expressiven Attribute dazu, oder die selbstreferentiellen Bestimmungen im freien Dativ. **Hana Peloušková** unterscheidet bei diesen pragmatisch bestimmten Dativen, die für gesprochene Syntax charakteristisch sind, Dative der emotionalen Reaktion („*Das ist mir ein Ding*“) von „Dringlichkeitsdativen“, „Bewertungsdativen“, „Kontaktdativen“ und „Interessendativen“. Von ihnen sind allerdings nicht nur die ersten emotional bestimmt (*Der dativus ethicus im Tschechischen und im Deutschen*; S. 165ff.). Ihren „Gefühlswert“ erhalten die Gefüge sonst einfach durch einen Griff in das Register einer anderen – höheren, niedrigeren – Sprachebene und durch die Vermeidung des erwarteten, usuellen Form oder Fügung in der Standardsyntax, z. B. bei der Prolepse, der intensivierenden Wiederholung, und – im Tschechischen – auch bei der Setzung des Subjektpronomen *já* (*ich*), das im Usus „normalweise ausgelassen“ wird (L. Vaňková; S. 14).

Die meisten Ausdrucksmittel der Emotionalität werden in der **Lexik** aufgespürt: Bei den Verben (*hassen*), Substantiven (*Ärger*) und entsprechenden Idiomen, die – wie: *in die Luft gehen* – von ihrer Wirkung her benannt sind, oder die einen Zustand benennen (wie *Da herrscht dicke Luft*; dazu **Hana Bergerová**: *Phraseologie in deutsch-tschechischen und tschechisch-deutschen (lerner-) lexikographischen Texten auf dem Prüfstand. Eine Fallstudie anhand von Phraseologismen zum Ausdruck der Emotion ÄRGER*; S. 55ff.). Dann bei den Adjektiven (*niedlich*), Adverbien (*leider*), Partikeln (*denn*; tschech. *copak* (s. K. Rinas; s. o.), Interjektionen, auch „Gefühlswörter“ genannt, unter denen sich recht wenige imitierende

Äußerungen finden, die bloß Laute „nachahmen“. So werden die Verben mit einbezogen, die ihre Entstehung „beschreiben“. Überraschend viele von ihnen erhalten ihren emotionalen Ausdruckswert im Deutschen wie im Tschechischen durch den metaphorisierenden Transfer von Bezeichnungen für tierisches Verhalten (*meckern/mečēt, krähen/krákat*; aber wohl nicht *kokrhat*) auf Personen (dazu **Georg Schuppener** in seinem Beitrag *Onomatopoeitika im Deutschen und Tschechischen als emotionales Ausdrucksmittel*; S. 129ff.).

Die Zahl der Wörter, die generell „Erleben benennen“ / „beschreiben“, soll nach Zählungen zum Englischen und zum Deutschen, die R. Fiehler (S. 24) anführt, bis an die Tausend reichen. Wo der Kontext nicht berücksichtigt wird, sind diese Zahlenwerte aber unbrauchbar. „Der Erlebens- und Emotionswortschatz“ hat eben keine klaren Grenzen“ (R. Fiehler).

Wie geschickt es ist, bei der Lexik von einem „Wortfeld“ auszugehen, um „Emotionstypen“ voneinander abzugrenzen, und sprachliche Mittel ihrer primären Benennung (*Zorn, Wut*) und Beschreibung (*vor Wut rot anlaufen*) von den viel häufigeren Fällen ihrer sekundären Nomination zu trennen (durch Idiome, Metaphern, Metonymien und ihre Kreuzungen; *Gift und Galle spucken* usw.), erweist die konsequent komparatistische Studie von **Jana Zemanová** *Die körperliche Seite des Menschen als Motivationsgrundlage für einige Lexeme aus dem lexikalischen Feld „Zorn“* (S. 95ff.). Da zeigt sich z. B., dass man sich „in beiden Sprachen rot, bleich, gelb, grün oder blau“ ärgern kann, „im Deutschen jedoch sogar schwarz und im Tschechischen dazu violett“ (*zřítalověť vzteky*). Über das Wortfeld hinaus weisen dann grammatische Strukturen in rhetorischer Gestalt wie der *Zorn* ausdrückende Exklamativsatz (K. Rinas).

Bei den Wortverbindungen sind es viele, besonders bildliche Ausdrücke, die zur Vermittlung von Gefühlsinhalten dienen. Zu ihrer Bildlichkeit trägt die Metaphorik und Metonymie viel bei (dazu s. u.). Im Focus der lexikologischen Beiträge steht die Phraseologie mit ihren impliziten und expliziten Vergleichsformen in Idiomen und Redeformeln (*Ich bin im siebten Himmel*; *Das ist ein Schlag ins Kontor*). Sie „sind ein Mittel par excellence, mit dem Emotionen [...] sprachlich relativ prägnant zum Ausdruck gebracht [...] werden“. Gefühle sind schwer abgrenzbar; und Idiome eignen sich hervorragend für ihre Wiedergabe, weil sie „semantisch vage, nicht exakt, ohne feste Grenzen sind“ (K. Šichová in ihrer bestechend klaren Diktion, S. 81). Die Idiome („Phraseme“) werden unter folgenden Aspekten behandelt: H. Bergerová (S. 55ff.) erörtert die Frage, wie sie in einem elektronischen Wörterbuch lexikographisch beschrieben werden sollten, sachkundig im Kontext der lexikographischen Literatur. **Eva Ciešlarová** (S. 69ff.) hat den *Ausdruck von Emotionen in der deutschen und tschechischen Phraseologie am Beispiel von Scham* im tschech. Nationalkorpus und im dt. Korpus COSMAS II verglichen und Übereinstimmungen der Phraseme in Bezug auf das Rotwerden und den Wunsch, unsichtbar zu sein, festgestellt, aber auch Unterschiede, und zwar in Bezug auf den nur in dt. Idiomen entdeckten Todesgedanken (*sich zu Tode schämen*). – **Kateřina Šichová** behandelt die Idiome mit Körperteilbezeichnungen wie *Auge, Herz, Hand, Lippe* auch unter dem neuen Aspekt ihrer Produktivität (*Überlegungen zu Emotionen und Phrasemen. Am Beispiel verbaler Phraseme mit somatischen Substantivkomponenten*; S. 81ff.). Zur Wortverbindung kann man auch die Kookkurenzen und ihre usuellen Formate, die Kollokationen (s. o. H. Bußmann) sowie ihre Abwandlung zu indirekten Metaphern rechnen.

Die Wortbildung bringt charakteristische Formen der Emotionalisierung hervor. Dazu gehört die Suffigierung bei der (hypochoeristischen) Deminution und bei der Präfigierung durch eine Erstaunen ausdrückende Augmentation oder Taxativbildung (*Mißwirtschaft*), der pejorativen Personenbezeichnung (*-huber*) und empathischen Melioration, der vergleichenden Wertschätzung durch Komposition (*mäuschenstill*) usw. Darauf geht – in Anlehnung an die Handbücher – **Janusz Stopyra** (*Lexikalische Ausdrucksmittel von Emotionen*; S. 105ff.) ein. Als eigene Funktion hebt er für das Dt. das „emotionale Abreagieren“, den „Abbau der Intensität der inneren Spannung“ hervor.

Aus diesen Untersuchungen ergibt sich wieder, dass die Mittel sprachlicher Emotionalisierung nicht ohne ihren Ko- und Kontext festgestellt werden können. Das ist mehr als ein methodisches Postulat für die Analyse der genannten grammatischen und lexikalischen Ausdrucksformen. Es ergibt sich daraus auch, dass die **Textpragmatik** auf einer eigenen Analyseebene als quasi autonom zu erfassen ist. In einigen Untersuchungen kommt sie auch ins Spiel, wenn bei der Interpretation nach Sprechereinstellungen gefragt wird. Sie werden wie folgt unterschieden (dazu N. R. Wolf S. 32f.; die Beispiele stammen aus anderen Beobachtungen zur Grammatik). Da ist

- a) die epistemische, die den Grad der Gewissheit ausdrückt, mit der etwas beschrieben wird (oft mit Satzadverbien wie *sicher* oder *anscheinend*, Partikeln wie betontem/unbetontem *ja*);
- b) die evaluative, die ein Erleben bewertet, angefangen bei Satzadverbien wie *leider* (die ganz verschieden gemeint sein können) oder (*un*)*glücklicherweise* (R. Fiehler); im weiteren Sinne auch durch grammatische Formen der Narration, die Emotion und Kognition verbinden (P. Zajícová, S. 39ff.);
- c) die distanzierende, vermittelt durch Satzadverbien wie *angeblich*, oder durch die Redewiedergabe im Konjunktiv I, II;
- d) die vermutende, signalisiert durch Satzadverbien (N. R. Wolf; S. 31ff.) wie *hoffentlich*, aber auch durch Formen von Futur I und II.

Wie eine „Textwelt“ pragmatisch als quasi autonome Ebene der Pragmatik (s. o.) analysiert werden kann, zeigt **Iva Kratochvílová** in dem Beitrag *Wer spricht über wen...? Zur Textlinguistik von Emotionen* (S. 175ff.). Ihr Beispiel ist ein Fall der „Metafiktion“: ein Interview, das Wolf Haas als ein Gespräch mit dem Schriftsteller Wolf Haas fingiert hat. Da „kommt es zur Verdinglichung von Emotionen“ (hier die durch die „Charakteristik“ eines Kusses, geschildert mit neutralen sprachlichen Mitteln). Die These ist: Auch da liege eine „emotionale Kodierung“ vor, – allerdings erst „sekundär“, aufgrund der „Abweichung von der erwarteten Emotionalität im Konzeptfeld ‚Kuss‘, also eines „Skript-Bruchs“. Denn „Emotionen in literarischen Texten seien immer inszeniert“. In dem wissenschaftlichen Text, der darüber handelt, ist es freilich ganz anders. – Eine linguistisch schwer fassbare und selten präzise beschriebene Relation ist, wie gesagt, die Konnotation. **Horst Ehrhardt** fasst „emotional“ in seiner Untersuchung einfach als eine „Konnotation im Sprachsystem und im Text“ (S. 145ff.) auf. Er macht darauf aufmerksam, wie schwierig es ist, Konnotationen a) als usuelle „Mitbedeutungen“, z. B. des Verbs *prahlen*, die den denotativen Inhalt ergänzen, zu erfassen und im Wörterbuch (WDG, in Bezug auf den Usus) angemessen abzubilden, und b) sie als „Mitgemeintes“ im Text (untersucht wird: Alma Karlin *Der Götze*) zu bestimmen. Zu den Konnotationen vgl. weiter S. Reimann (S. 225ff.) und T. Pavlíčková S. 245ff.).

Abschließend ist festzustellen, dass mit den „Studia Germanistica 6“ ein spannender, materialreicher Band der Reihe vorgelegt wurde, der Forschungen über emotionale Mittel der deutschen und tschechischen Sprache in verschiedener Richtung anregen wird (z. B. im Hinblick auf interkulturelle Missverständnisse, die J. Schwitalla anspricht). Sie können auch auf Kodierungsunterschiede in den verglichenen Sprachen zurückgehen. Die Thematik „Emotionen“ lässt sich auf dieser Grundlage, wie sich gezeigt hat, von den Ausdrucksmitteln her übersichtlich gliedern, aber auch von den traditionellen Darstellungsarten der Stilistik her („Benennen“, „Beschreiben“, „Schildern“, „Erzählen“, „Erörtern“). Ihre inhaltliche Gliederung wird sich aus praktischen Gründen vorerst weiter an Konzepten wie dem von Machač/Machačová/Hoskovec orientieren (wie bei G. Rykalová S. 215ff.). Bei den einzelnen Untersuchungen hat es sich als sinnvoll erwiesen, sie erst einmal vom Material her zu definieren, – mit der Beschränkung auf einzelne Textausschnitte (P. Zajícová) oder abgeschlossene Texte (N. R. Wolf; L. Vaňková; H. Ehrhardt; E. M. Hrdinová; I. Kratochvílová; V. Kotlíková; J. Schwitalla; G. Rykalová; generell in den literaturwissenschaftlichen Beiträgen), eine Textsammlung (T. Pavlíčková; M. Kaňovská, Z. Křížková; G. Rykalová), besondere Wörterbücher (H. Bergerová; J. Zemanová; G. Schuppener u. a.), ein Auswahlkorpus (wie das tschechisch-deutsche Parallelkorpus in Brno oder Korpora gesprochener Sprache) bzw. auf umfassende Korpora (des IdS: COSMAS II; das tschechische Nationalkorpus; E. Ciešlarová; H. Peloušková u. a.) oder auf Beispiele aus der Sekundärliteratur (J. Stopyra; K. Rinas). Der Satz G. Schuppeners, „Ausgangsbasis für den Sprachvergleich ist jeweils das Deutsche“, trifft auch auf die meisten anderen Beiträge zu, auf einige aber nicht (s. H. Peloušková, J. Kubica). Wenn der Autor ergänzt, dass „die umgekehrte Perspektive mit dem Tschechischen als Ausgangssprache [...] späteren Studien vorbehalten bleiben“ muss, so kann dies auch für ein Drittel der anderen Beiträge gelten. – Insgesamt: Ein Band mit vielen ertragreichen Aufsätzen, über die hier nur aus Sicht der Linguistik referiert wurde.

Hans Wellmann (Augsburg)